

Matthias Reim/Dieter Weidenfeld

VERDAMMT, ICH LEB NOCH

südwest^o

Inhalt

Eine Art von Vorwort: Reim über Reim	7
Der 14. September 2001 – der Tag, der mein Leben veränderte	11
Meine Jugend – Der Traum vom Musiker-Leben	22
Der erste Fehlstart	31
Der zweite Fehlstart	33
Meine Lehrjahre	37
Verdammt, ich lieb dich!	44
Wie ein Song zum Hit wurde	52
Die ZDF-Hitparade	62
Jetzt gehöre ich der Öffentlichkeit	68
Der Pizzeria-Vertrag	73
Der entgangene ECHO	76
Meine erste Tournee	84
Das amerikanische Abenteuer	95
Der unaufhaltsame Abstieg	104
Mein neues Team, mein neues Leben	109
Michelle, Wolkenreiter und die Gerichtsvollzieher	116
Von Gerichtsvollziehern gejagt	122
Als ich fortging	125
Die Insolvenz	133
Mein siebtes Leben	139
Danke	143

*Es ist für dich, und ich möcht es dir von ganzem Herzen geben,
meine Mitte, alles rechts und links daneben,
meine Kraft und meine Liebe,
das siebte meiner sieben wilden Leben.*

Eine Art von Vorwort: Reim über Reim

Ich bin der zweitälteste von vier Brüdern. Mein Vater ist ein seriöser Oberstudiendirektor, meine Mutter eine intelligente, humorvolle Frau, die mit meinem Vater eine mehr als glückliche Ehe führt. (Von einer solchen Ehe habe ich mein Leben lang geträumt, und ich bin diesem Ideal immer wieder hinterhergelaufen ...) In meiner Jugend war ich ein ganz normales Kind. Nichts deutete zunächst darauf hin, dass ich einmal das schwarze Schaf der Familie werden würde. Aber es hat sich so entwickelt. Einer meiner Brüder ist millionenschwerer Banker. Er hat aber trotzdem keine unanständigen Geschäfte gemacht – darauf legt er Wert. Und ich auch! Der andere ist Industrieller geworden, der dritte macht zwar auch als Amateur Musik, aber er ist im Hauptberuf ein ganz stinknormaler, spießiger, anständiger, gepflegt aussehender Chemiker. Kurz: Das, was ich vielleicht besser auch geworden wäre. Er beneidet mich oft für mein wildes Leben – und ich beneide ihn manchmal um sein geordnetes Leben.

Und ich, na ja – ich bin Musiker geworden. Gitarrist, Texter und – das Schlimmste! – so eine Art von Rockstar mit bewegter Vergangenheit (und sicher auch weiterhin bewegter Zukunft). Und während der letzten Jahre war ich pleite – so pleite, wie man nur sein kann. So richtig wie im Film: Mit vielen Millionen Schulden, mit Schlagzeilen in fast allen Medien und mit hämischen Kommentaren in den TV-Magazinen.

Sie kennen sicher das Märchen vom Wettrennen zwischen dem Hasen und dem Igel, das sich angeblich im kleinen norddeutschen Dorf Buxtehude abspielt hat. Die beiden hatten um einen „Goldtaler und eine Buddel Schnaps“ gewettet, wer bei einem Wettrennen als Erster am anderen Ende des Ackers ankommen würde. Der Hase lief siegessicher los und schaute sich nicht einmal nach dem Igel um, der langsam loszutrotten schien. Aber: Der clevere Igel hatte seine Frau ans Ziel gesetzt, weil er davon ausging, dass für Hasen – genau wie für Menschen – alle Igel gleich aussehen, Mann wie Frau. Als der Hase schließlich atemlos am Ziel ankam, stand da schon der vermeintliche Igel und sagte freundlich: „Ick bin al do!“ – Ich bin schon da ...

Eigentlich ist das natürlich ein unmoralisches Märchen, das man Kindern gar nicht erzählen sollte. Denn der Hase, der nachher sogar vor Erschöpfung tot umfiel, war einem ausgesprochen hinterhältigen Betrug zum Opfer gefallen. Der Igel ist also eigentlich alles andere als ein Held – er ist ein mieser Betrüger. Und man sollte ihn den Kindern nicht als Vorbild hinstellen. Aber

in unserer heutigen Zeit gibt es viele clevere Igel, die um ein paar Goldtaler ähnliche Betrügereien begehen und die man dann noch als besonders clever feiert. Aber das ist eine andere Geschichte.

Aber nicht deshalb erzähle ich Ihnen die Geschichte, sondern wegen der Gerichtsvollzieher. Mit denen ging es mir nämlich ähnlich wie dem Hasen mit dem Igel: Wann immer ich irgendwo hinkam, stand da schon einer mit seiner kleinen, schwarzen Gerichtsvollzieher-Aktentasche voller Zahlungsbefehle und sagte: „Ick bin al do!“ Bis dann schließlich ein Insolvenzverwalter das Regiment übernahm – da hatte ich endlich Ruhe. Aber dafür musste ich nun für einen neuen Chef arbeiten, nämlich für eben diesen Insolvenzverwalter, der mir fast alles abnahm, was ich verdiente. Aber im Gegenzug sorgte dieser neue „Chef“ wenigstens dafür, dass es zwar ein Ende mit Schrecken gab, aber keinen Schrecken ohne Ende – wie es im berühmten Volksmund so gerne heißt. Und das alles, obwohl ich privat keinem Menschen auch nur einen Pfennig schuldig geblieben bin, obwohl ich ein relativ bescheidenes Leben führe.

Na ja – das mit dem bescheidenen Leben, das ist so eine Sache. Ich hatte immer schon eine Schwäche für schnelle Autos, schnelle Boote und schnelle Frauen. Aber gemessen an dem, was ich jahrelang verdient habe, war es wirklich ein bescheidenes Leben. Zum richtigen Playboy hat's bei mir nie gereicht. Das war nicht mein Ding. Da hätte also eigentlich noch einiges an Kohle übrig bleiben müssen. Wieso ich dann pleite war, werden Sie mich fragen? Das frage ich mich selber auch. Und es gibt eine ganz einfache Antwort. Weil ich zu blöd war! Ich war blöde, naiv in Gelddingen und habe einem Menschen vertraut, dem ich nicht hätte vertrauen dürfen. Und schon als die ersten Signale auf „Rot“ zeigten, da habe ich ihm immer noch vertraut. Weil ich es einfach nicht wahrhaben wollte, dass ich mich täuschen konnte. Und weil es wohl auch bequem für mich war, dass ich mich nicht um so schnöde Dinge wie Geld zu kümmern brauchte. Ich sagte mir: „Reich ist man, wenn man immer eine Mark mehr in der Tasche hat, als man braucht ...“ Für diese „Mark mehr“ war immer gesorgt – für den Rest war mein Freund und Manager zuständig.

Ich habe mir geschworen, diesen „Freund und Manager“ zu vergessen und wollte seinen Namen nie mehr in den Mund zu nehmen. Mein großer Kollege Prince hatte einmal Streit mit seiner Schallplattenfirma und durfte seine Alben nicht mehr unter seinem Namen veröffentlichen. Daraufhin nannte er sich „The Artist Formerly Known As Prince“ abgekürzt TAFKAP. Ich sollte meinen ehemaligen Freund und Manager vielleicht „DADMMMW“ nennen: „Der A..., der mal mein Manager war“. Aber das wäre juristisch eine Beleidigung, und

das liegt mir fern. Ich will ihn auch gar nicht beleidigen. Denn eigentlich ist er ein armes Schwein. Wenn ich das mal so ausdrücken darf.

Aber was soll's, mein neuer Manager sagt immer: „Wut und Hass sind negative Gefühle, die dir nur schaden. Wer bist du denn, dass du dir selber Schaden zufügst, nur weil ein anderer ein solcher A... ist?“ Recht hat er. Also nix ist mit DADMMMW. Und ich verspreche: Diese Kraftausdrücke gebrauche ich nur in diesem Zusammenhang. Im Rest des Buches werden Sie nichts dergleichen finden. Oder ... zumindest nur selten. Ich werde mich zusammenreißen.

Dieses Buch ist eine Abrechnung mit mir selbst. So wie auch die meisten meiner Songs eine Abrechnung mit mir selbst sind. Allerdings schreibe und singe ich dabei nur über solche Themen, von denen ich hoffe, dass sie auch für Sie interessant sind. Die anderen lasse ich weg.

Ich hoffe, dass Sie auch mein Buch interessant finden. Den guten Willen haben Sie ja schon gezeigt, indem Sie es gekauft haben. Ich habe den guten Willen, was Interessantes für Sie zu schreiben. Also wird es schon klappen ...

A handwritten signature in black ink, appearing to read 'Matthias Reim'. The signature is stylized and fluid, with a large initial 'M' and 'R'.

Ihr Matthias Reim

Dieter Weidenfeld über das Buch

Es hat unglaublichen Spaß gemacht, die Lebensgeschichte und die Gedanken von Reim niederzuschreiben. Ich muss Ihnen gestehen: Dieses Buch hat sich eigentlich fast von selber geschrieben – so witzig und lebendig, voller Emotionen und mit einer herrlichen Selbstironie hat mir der Künstler sein Leben geschildert. Und weil ich sein Manager bin, dachte ich eigentlich, ich wüsste schon alles über ihn. Von wegen!

Ich hoffe, es ist mir gelungen, die Spontaneität seiner mündlichen Erzählungen in die Schriftsprache zu übertragen und daraus eine spannende Lektüre zu machen, die die Höhen und Tiefen eines Künstlerlebens und seine Emotionen schildert, aber zugleich auch einen interessanten Blick hinter die Kulissen des Showbusiness bietet.

Der 14. September 2001 – der Tag, der mein Leben veränderte



Ich weiß nicht mehr genau, wann das Misstrauen begann. Das Misstrauen gegenüber meinem Manager, dem Mann, der mein Weggefährte war, mein Freund, mein Kumpel. Dem Mann, dem ich alles anvertraut hatte. Meine kleinen und großen Geheimnisse. Der mir alles abnahm, was nichts mit meiner Musik zu tun hatte. Und vor allem: Der alles verwaltete, was mit Geld zu tun hatte. Eigentlich hätte ich es schon lange wissen müssen, dass da irgendetwas nicht in Ordnung war, denn zu viele Dinge passten nicht in das rosarote Bild, das er von unserer Situation malte.

„In sieben Jahren“, so sagte er immer wieder, „haben wir es endgültig geschafft. Dann sind wir vielfache Millionäre.“ Natürlich – er hatte mir schon ein paarmal angedeutet, dass es mit unseren Immobilien im Osten Probleme gab. „Der Kohl ist schuld“, sagte er dann, „weil er die Abschreibungsmöglichkeiten verlängert hat. Das verzögert alles um ein paar Jahre. Aber mach dir nichts draus, Matze. Ich hab alles im Griff mit den Banken ...“

Was wusste ich von Abschreibungen, von der Politik, von den Banken. Ich wollte das alles auch nicht wissen. Ich wollte Musik machen – und mein Freund machte den Rest. Das war unsere Abmachung. Ich war ein Idiot. Aber es war so bequem für mich, ein Idiot zu sein. Ich hätte es wissen müssen, aber ich wollte es nicht wahrhaben. Ich musste auf einmal immer wieder Unterschriften leisten unter Verträge, die ich nicht verstand, weil ich mich nicht damit belasten wollte. Und dann waren da die Gerichtsvollzieher, die immer häufiger auftauchten. Und der Zettel, den mir mein Freund eines Tages in die

Hand gedrückt hat „Hier ist übrigens deine Adresse auf Mallorca. Da wohnst du ab jetzt formell. Das ist schon so in Ordnung. Das machen heutzutage alle ...“

Ich war ein Idiot, weil es für mich so bequem war. Man erzählt sich vom Vogel Strauß, dass er angeblich den Kopf in den Sand steckt, um eine Gefahr nicht zu sehen. Ich weiß nicht, ob das nur eine Legende ist. Aber wenn es stimmt, dann war ich ein besonders typisches Exemplar von Straußenvogel. Allerdings manchmal in den letzten Monaten, da wurde ich des Nachts plötzlich wach und konnte nicht mehr einschlafen. Ich hatte dann auf einmal das Gefühl, irgendeine Schlinge zöge sich um meinen Hals zu, und ich spürte diese undefinierbare Angst. Aber am nächsten Morgen verdrängte ich meine Angst wieder. Ich versteckte sie irgendwo in eine entfernte Schublade meines Unterbewusstseins. Bis zu dem Tag, wo ich sie nicht mehr verstecken konnte. Wo sie hervorkam und sich nicht mehr verscheuchen ließ.

Ich war mit Michelle nach Kanada geflogen. In das herrliche Holzhaus am See, mitten in den Wäldern nördlich von Toronto. Wo es noch Bären gibt und Füchse und Holzfäller mit grob karierten Hemden. Wo die Luft noch rein ist wie das Wasser des Sees. Das Haus, das mein Vater vor einem Dutzend Jahren gekauft hatte und das mein heimliches, verstecktes Paradies geworden war. Die Insel, auf die ich mich immer zurückzog, wenn ich dem Stress meines Lebens entfliehen wollte.

Jetzt war ich mit Michelle hier. Ich wollte ihr mein Paradies zeigen und es mit ihr teilen. Es sollte ein Liebesurlaub werden. Endlich wollten wir einmal alleine für uns da sein. Ohne Freunde, ohne Manager, ohne Fernsehen, ohne Presse und ohne Fotografen. Nur wir beide und unsere kleine Tochter. Mein Paradies sollte mich wieder einmal beschützen vor allem, was mir Sorgen machte. Wir hatten uns das alles so schön ausgemalt. Aber irgendetwas funktionierte nicht. Das Paradies ließ mich diesmal im Stich. Meine Angst kam wieder. Ich lag nachts stundenlang wach und spürte wieder diese Schlinge um meinen Hals. Ich war am anderen Ende der Welt – und spürte irgendwo in der Magengrube, dass sich zu Hause Dinge taten, von denen ich nichts wusste und die unheilvoll und bedrohlich für mich waren.

Neben mir lag die wunderschöne Michelle. Ein paar Meter entfernt schlief unser Baby – und wir sehnten uns danach, eine richtig heile Familie zu sein. Eine Familie, wie ich sie von meinem Elternhaus her kannte. Meine Mutter und mein Vater waren bald siebzig, und sie liebten sich immer noch wie vor bald einem halben Jahrhundert, als sie sich kennengelernt hatten. So sollte

es auch mit Michelle und mir sein. Damals dachte ich, ab jetzt würde alles anders werden. Mein ganzes Leben war in den letzten zehn Jahren in Unordnung geraten. Ich war ziellos von einem Abenteuer ins andere gestolpert. Jetzt wollte ich Ordnung schaffen. Mit Michelle an meiner Seite. Und der kleinen Marie-Louise, die neben uns schlief. Und dazu gehörte auch, dass ich meine finanzielle Situation in Ordnung bringen musste. Es konnte nicht angehen, dass ich von Gerichtsvollziehern gejagt wurde und noch nicht einmal genau wusste, weshalb wer irgendwelche Gelder von mir haben wollte. Ich konnte es auch Michelle nicht antun. Ich wollte aufräumen, wollte endlich Klarheit in mein Leben bringen. In jeder Beziehung. Die Schlinge um den Hals mit Gewalt loswerden.

Eines Morgens rief ich meinen Steuerberater an.

„Hallo Werner, wie geht’s?“

„Matze – na, alles klar im fernen Kanada?“, hörte ich die vertraute Stimme. „Du hast es gut, du Halunke. Wir sitzen hier in Old Germany und schwitzen im Büro – und du lässt die Beine in deinem See baumeln ...“

Ich ging auf seinen fröhlichen Ton nicht ein. Ich steuerte gerade aufs Ziel zu. Ich wollte den Stier bei den Hörnern packen.

„Nee, ehrlich gesagt: Im Moment lasse ich keine Beine baumeln, sondern mache mir Sorgen. Weißt du, ich komme endlich zum Nachdenken über vieles, was so in den letzten Monaten passiert ist – und da mache ich mir einfach Sorgen. Um es einmal ganz klar zu sagen: Wie steht es eigentlich wirklich um mein Vermögen?“

Die telefonische Verbindung mit Deutschland war sehr gut, Ich hörte meinen Gesprächspartner so deutlich, als wenn es ein Ortsgespräch wäre. Ich hörte, wie Werner ein paarmal tief atmete, wie er die Antwort hinauszögerte. Die Schlinge zog sich ganz langsam zu.

„Na ja ...“ Ich suchte etwas nach Worten. „Ich meine, nur so generell. Wie gesagt: Ich hab hier etwas Zeit zum Nachdenken gehabt und wollte dich mal fragen: Wie siehst du das Ganze? Ich meine – wann werde ich endlich aus diesem Schlamassel mit den Gerichtsvollziehern und all dem rauskommen?“

Ein paar Sekunden lang hörte ich nur ein ganz leises Rauschen in der Leitung. Ich hatte es vorher nicht gehört, und auf einmal störte es mich. Dann kam Werners Stimme, und sie klang auf einmal anders als noch vor einer knappen Minute. Etwas heiser, angespannt. Nichts mehr von dem optimistischen Tonfall der Begrüßung. Oder bildete ich mir das nur ein?

„Na ja“, sagte diese Stimme. Es war, als hätte Werner Probleme, alles richtig

zu formulieren. „Das ... das ist schwer in ein paar Sätzen zu sagen. Aber wenn du mich so fragst ... ich glaube, wir müssen uns einmal zu dritt zusammensetzen und alles besprechen.“

Die Schlinge. Ich spürte, wie mein Herz schneller schlug. Aber ich versuchte, ruhig zu bleiben.

„Wieso, stimmt irgendetwas nicht? Ich meine ... glaubst du, Alfred kriegt die Dinge nicht mehr richtig in den Griff?“

„Ich hab dir ja schon gesagt: Es ist schwer, jetzt am Telefon darüber zu sprechen.“ Werner druckste irgendwie herum. „Wie ich sagte: Ich ... wir sollten uns da einfach mal zu dritt zusammensetzen, sobald du aus dem Urlaub zurückkommst.“ Jetzt wurde seine Stimme auf einmal unnatürlich laut. „Weißt du, das ist für mich schwierig. Schließlich bin ich ja auch Alfreds Steuerberater. Und in manchen seiner Firmen bist du doch auch gar nicht mehr Gesellschafter ...“

Ich verstand nichts mehr. Wieso war ich nicht mehr Gesellschafter in den schönen Firmen, die Alfred doch für uns gemeinsam aufgebaut hatte?

Auf einmal hörte ich Werners Stimme nur noch wie von weitem. „In manchen Sachen weiß ich auch nicht mehr so genau Bescheid, weil die Bücher nicht mehr auf dem neuesten Stand sind. Was soll ich sagen – es wäre einfach gut für dich, wenn wir uns bald treffen. Mehr kann ich dir nicht sagen.“

Als ich den Hörer auflegte, spürte ich, wie mein Herz bis zum Hals klopfte. Michelle kam herein. „Was machst du für ein Gesicht?“, fragte sie. „Ist was nicht in Ordnung?“

„Nein, nein, Liebling, ist alles okay“, hörte ich mich sagen. „Du weißt doch, da geht’s immer noch um meine Immobilien. Es gibt halt immer wieder mal Ärger damit. Ich bin froh, wenn das alles endlich wieder in den richtigen Bahnen läuft. Alfred kümmert sich drum.“

Ich wollte Michelle beruhigen – aber eigentlich redete ich mir selber dabei Mut zu. Ich wollte noch einmal Vogel Strauß spielen und den Kopf richtig tief in den Sand stecken. Aber diesmal klappte es nicht so richtig.

Michelle sah mir in die Augen: „Ich hab dir schon vor Wochen gesagt, dass du dich um diesen Kram selber kümmern sollst. Deinem lieben Ali traue ich nicht von hier bis drüben zum Landungssteg. Und du bist sowieso viel zu blöde in solchen Dingen ...“

Sie redete sich immer mehr in Wut. In Wut über meinen Manager und über den Urlaub, der nicht so unbeschwert blieb, wie wir gehofft hatten. Jetzt wurde auch ich langsam wütend. Auf Michelle – aber eigentlich vor allem auf mich

selbst. Sie hatte ja so Recht. Aber sie könnte es mir auch netter sagen, fand ich.

Ich fuhr mit Michelle und der Kleinen in die nächste Stadt. Wir gingen shoppen, ein Eis essen, bummelten durch die Straßen und besuchten – was wir schon lange vorhatten – ein altes Indianerreservat. Aber die Unbekümmertheit der ersten Urlaubswochen war weg. Am Abend rief ich Dieter an. Ich musste mit jemandem sprechen. Dieter war der Mann, den meine Schallplattenfirma mir als Berater zur Seite gestellt hatte. Er war in seiner Wohnung in der Bretagne und machte auch Urlaub. Als er sich etwas müde am Telefon meldete, fiel mir ein, dass es bei ihm schon späte Nacht sein musste. Ich hatte die Zeitverschiebung ganz vergessen.

„Au verdammt, hab ich dich geweckt?“

„Na ja, macht nichts“, sagte er. „Ich hab doch sowieso präsenile Bettflucht ...“

„Du, sei mir nicht böse, aber ich habe einen Scheißtag hinter mir. Heute Morgen hab ich mit meinem Steuerberater gesprochen – und irgendwie hab ich das Gefühl, dass da irgendeine schlimme Sache auf mich zukommt. Ich weiß, das ist eigentlich nicht dein Bier – aber ...“

Dieter unterbrach mich: „Ist schon in Ordnung. Jetzt dreh mal nicht durch – genieße erst mal deinen Urlaub. Und wenn du zurück bist, dann setzen wir uns in Köln mit deinen Leuten zusammen und schaffen Klarheit. Okay?“

Dieters Stimme hatte immer etwas Beruhigendes an sich. Ich versuchte mir einzureden, dass doch noch alles in Ordnung kommen würde. Irgendwie. Aber trotzdem: Mein schöner Urlaub war im Eimer. Wie gut, dass es nächste Woche wieder nach Hause ging.

Ich versuchte, mir gegenüber Michelle nichts mehr anmerken zu lassen. Aber natürlich spürte sie, was mit mir los war. Trotzdem taten wir so, als ob nichts gewesen wäre. Wir lachten, wir fuhren mit dem Boot raus, erfreuten uns an unserer Tochter, schmiedeten Zukunftspläne. Wir spielten uns gegenseitig Theater vor.

Ein paar Wochen später – wir waren inzwischen nach Köln zurückgekehrt – kam der 14. September 2001. Der Tag, der mein Leben veränderte. Wir saßen in Michelles Haus: Alfred, mein Freund und Manager, Werner, mein Steuerberater, ich selber und Dieter, der sich bereiterklärt hatte, als neutraler Moderator zu helfen, Klarheit in meine Situation zu bringen. Dieter hatte Alfred ein paar Tage vorher angerufen und zu diesem Treffen eingeladen. „Ich kann mir denken, worum es dabei geht“, hatte Alfred gesagt. „Matthias möchte wohl, dass ich mich weniger um seine künstlerischen Sachen kümmere.“

„Ich glaube, darum geht es nicht“, hatte ihm Dieter daraufhin geantwortet. „Es geht wohl mehr darum, dass Matthias nach den ganzen Turbulenzen der letzten Monate einmal Klarheit darüber haben möchte, wie es denn nun um seine finanziellen Dinge steht.“

Alfreds Antwort war erstaunlich gewesen. Denn er hatte ausgerufen: „Na endlich! Endlich kümmert er sich einmal um diese Sachen. Bisher musste ich das ja immer alleine machen ...“

Als er ankam, war Alfred sichtlich etwas nervös gewesen. Und als er in unseren Besprechungsraum kam, war er schockiert, dass wir auch unseren Steuerberater eingeladen hatten. Er schaute überrascht zu Dieter hinüber und konnte sich die Bemerkung nicht verkneifen: „Ich wusste nicht, dass Werner auch kommen sollte ...“ – aber Dieter parierte mit einem gleichgültigen Poker- gesicht: „Ach – hab ich ganz vergessen dir zu sagen. Na ja, ich hab gedacht, das wäre doch ganz gut, weil ... er hat doch viele Sachen im Kopf, die wir sonst vielleicht vergessen könnten.“

Jetzt also saßen wir da in einem kleinen Kreis und machten Smalltalk. So in der Art von „Wie war denn die Fahrt?“ – „Warst du auch im Stau?“ Oder: „Den Kaffee immer noch mit Milch?“ Oder: „Na ja, in Kanada war es diesmal etwas frisch ...“ Und all das. Als ob wir alle das heikle Thema noch etwas hinausschieben wollten. Wir redeten wie alte Freunde, tranken Cola, Wasser und Kaffee – bis schließlich Dieter seine Kaffeetasse absetzte und fast beiläufig sagte: „Nun – dann sollten wir ja langsam mal zu unserem Thema kommen.“

Es war seltsam – dieser beiläufige Satz wirkte wie ein Peitschenknall. Plötzlich herrschte für einen gespenstischen Augenblick absolute Stille im Raum. Keiner sagte etwas, jeder setzte seine Tasse oder sein Glas ab, alle starrten Dieter an. Die Ruhe vor dem Sturm.

„Also, wir wissen ja alle, warum wir uns heute hier treffen.“ Dieters Stimme klang wie ganz beiläufig. So, als ob er irgendeine nette Geschichte erzählen wollte. Aber alle starrten ihn an und bewegten sich kaum. „Matze ist in den letzten Monaten, wie wir alle wissen, von Gerichtsvollziehern gejagt worden, aus Andeutungen von dir, Alfred, hört er immer wieder etwas von Schwierigkeiten, die aber behoben werden können, manchmal ruft ein Gläubiger an, von dem er gar nichts wusste, die Musiker des letzten Albums haben ihr Geld noch nicht bekommen und einen Anwalt beauftragt – und wir sind jetzt hier, weil Matthias einfach einmal Klarheit in seine ganzen finanziellen Angelegenheiten bekommen möchte. Ich habe mich bereiterklärt, dieses Gespräch hier zu moderieren und vielleicht auch mitzuhelfen, dass wir aus der finanziellen

Sackgasse herauskommen. Kurz gesagt, Alfred, unser Thema heute ist: Wie viel Schulden genau hat Matthias, und wie können wir da herauskommen?“

Dieter nahm seine Tasse wieder hoch, trank einen Schluck und schaute Alfred an. Auch Werner und ich drehten uns zu Alfred herum. Der aber tat völlig überrascht. Er schaute einen nach dem anderen mit seinen strahlenden blauen Augen an und sagte in beleidigtem Tonfall: „Ja, Kinder – das hättet ihr mir ja sagen können. Dann hätte ich doch meine Unterlagen mitbringen können. Also wirklich ... so aus dem Kopf kann ich das alles gar nicht so sagen. Da müssten wir uns wirklich mal zusammensetzen und ...“

Dieter unterbrach ihn und sagte in fast nachgiebigem Tonfall: „Alfred – es geht doch nicht um Details. Die können wir ja dann später mal anhand von Bilanzen und GuV-Rechnungen und Kreditunterlagen und all dem Kram besprechen. Es geht heute nur um eine grundsätzliche Klärung. Wie hoch sind denn zum Beispiel die Schulden von Matthias insgesamt?“

Alfred fühlte sich in die Enge getrieben, aber seine Selbstsicherheit war noch da. Er stieß irgend so einen „Pfff“-Laut aus und zuckte die Schultern. So, als ob er sagen wollte: „Ich hab euch doch schon gesagt – ich kann doch nicht alles im Kopf haben!“

Dieters Stimme klang jetzt etwas ungeduldiger, als er fragte: „Wir brauchen doch nur eine ungefähre Vorstellung – wie hoch sind denn nun die Schulden? Es kommt wirklich nicht auf Hunderttausend mehr oder weniger an. Nur so, um einen Begriff zu kriegen, ist es eine Million – um mal eine Zahl zu sagen?“

Alfred wirkte jetzt gequält. „Ja, irgend so etwas ... Da müsste ich mal eine Aufstellung machen.“

Jetzt mischte sich Werner ein, der bis dahin stumm geblieben war. „Mit einer Millionen werden wir wohl nicht hinkommen. Das weißt du doch ganz genau, Alfred!“

Alfred griff sich mit der Hand zwischen Hemd und Nacken, als ob er Schweiß abwischen wollte. Das Gespräch wurde jetzt doch offenbar unangenehm für ihn. Es war eigentlich kein Gespräch mehr, es wurde langsam ein Verhör. Alfreds Kopf lief langsam rot an. Er saß in der Falle.

„Ich weiß es wirklich nicht genau, ich habe doch gesagt, da muss ich meine Unterlagen zusammensuchen ...“

Dieter ließ nicht locker: „Gut, gut – sind es vielleicht zwei Millionen?“

Alfred griff nach dem Strohalm: „Ja – so ungefähr dürfte das hinkommen.“

Da kam wieder die Stimme von Werner: „Entschuldige, Alfred – aber damit werden wir auch nicht hinkommen ...“

Ich saß dabei und starrte immer von einem zum anderen. Als ob ich ein Tennismatch verfolgte. Tak, tak, tak, tak – Frage, Antwort, Frage, Antwort. Es war spannend, und ich hatte fast ganz vergessen, dass es hier eigentlich um mein Schicksal ging. Da saßen drei Männer und warfen nur so mit Zahlen um sich. „Auf ein paar Hunderttausend mehr oder weniger kommt es doch nicht an“, hörte ich, und: „Mit zwei oder drei Millionen werden wir wohl nicht hinkommen ...“ Das war alles so unwirklich. Ich kam mir vor wie ein Kranker, über dessen Bett hinweg sich die Ärzte in lateinischen Fachausdrücken unterhalten. Verdammt noch mal, kann mir endlich jemand sagen, worum es hier geht?

Dieter wandte sich jetzt an meinem Steuerberater: „Sie scheinen ja die Zahlen genauer im Kopf zu haben. Wie hoch sind denn nun die Schulden? Wir sollten doch damit aufhören, wie die Katze um den heißen Brei zu schleichen!“

Werner setzte sich etwas in Positur, räusperte sich kurz und begann mit wohlgesetzten Worten einen kleinen Vortrag. Man hätte meinen können, er dozierte in einem seiner steuerfachlichen Seminare.

„Also, meine Herren, ich möchte vorausschicken, dass ich die Bücher der von mir beratenen Gesellschaften seit teilweise über einem Jahr nicht mehr einsehen konnte. Das heißt also, dass ich über neuere Entwicklungen leider nicht informiert bin und also nur nach meinem Kenntnisstand von vor etwa 12 bis 14 Monaten ausgehen kann.“ Er machte eine kleine Pause. „Und wie hoch ist nun der Schuldenbetrag nach Ihrem Kenntnisstand?“, fragte Dieter.

Wir hielten alle den Atem an. Nur ein paar Sekunden lang, aber sie kamen mir wie eine Ewigkeit vor. Wieder hatte ich das Gefühl, der Kranke im Krankenbett zu sein, und der Arzt mit dem markanten Gesicht und dem Stethoskop um den Hals wandte sich jetzt zu mir mit seinem „Halbgott-in-Weiß-Gesicht“, um mein Todesurteil zu verkünden.

Als Werner endlich Antwort gab, klang seine Stimme müde, resigniert, vielleicht auch etwas mitleidig. „Ich gehe mal so von etwa 26 Millionen aus.“

Es wurde totenstill im Raum. Keiner sagte etwas. Es war, als ob alle den Atem anhielten. Nur Alfred schnaufte etwas. 26 Millionen. Das kann doch nicht sein. Ich spürte, wie ich weiß wurde. Es war wie ein böser Alptraum in einem Horrorfilm. Wir hatten doch diese ganzen Apartmenthäuser im Osten. Die können doch nicht abgebrannt sein, die müssen doch noch da stehen. Und Alfred hatte das doch mit den Banken alles bestens geregelt. 26 Millionen – das kann einfach nicht sein! Und jeder weiß doch auch, dass Steuerberater immer übertreiben, um sich wichtig zu machen.

„Augenblick mal!“, sagte Dieter nach einer Pause. Ich hörte seine Stimme wie von ganz weither.

Er drehte sich zu mir um und sagte in beruhigendem Tonfall: „Das sind natürlich die Verbindlichkeiten. Ist ganz klar. Aber dem stehen ja auch noch Vermögenswerte gegenüber. Die Häuser und Grundstücke haben ja auch einen Wert.“ Nun wandte er sich wieder an Werner: „Wie hoch beziffern Sie denn diese Vermögenswerte?“

Ja klar, sagte ich mir. Das war's. Dieser blöde Werner wollte sich wieder nur mit den großen Zahlen wichtig tun. Natürlich haben wir Hypotheken aufgenommen. Tut doch jeder. Und wenn wir dann später die Häuser verkaufen, dann bleibt sicher noch ein Batzen Geld übrig. Oder – wenigstens ein bisschen. Oder meinetwegen auch ein paar kleine Schulden. Was soll's. Das werde ich schon noch schultern können. Mit anderen Worten: Ich versuchte für ein paar Sekunden, wieder einmal den Vogel Strauß zu spielen. Aber Werners Antwort holte mich in die Realität zurück.

„Sie müssen überlegen, dass einige der Immobilien bereits unter Zwangsverwaltung stehen. Wir werden also bald mit einer Zwangsversteigerung rechnen müssen. Bei Zwangsversteigerungen erreicht man bekanntlich keine sehr hohen und dem eigentlichen Wert des Gebäudes angemessenen Verkaufserlöse.“

Der Werner soll doch den arroganten Seminartron beiseitelassen. WIE VIEL???

„Ich schätze mal, na ja ... so über den Daumen gepeilt ... ich kann ja nichts Genaues sagen, weil ... in der Firmengruppe Reim werden ja seit ungefähr zwei Jahren keine ordentlichen Bücher mehr geführt ...“

Er druckste etwas herum, dann sagte er schnell, als ob sich Mut gefasst hätte: „Also gut – wir werden bei allen Immobilien zusammen mit etwas Glück vielleicht so etwa vier Millionen erzielen können.“

Vier Millionen? Das würde bedeuten ... 26 minus vier macht 22 ... Gegenprobe: 22 plus 4 macht 26 ... Ich konnte rechnen, wie ich wollte, es kam immer wieder dasselbe heraus: Ich habe 22 Millionen Mark Schulden! In meinem Kopf drehte sich alles. 22 Millionen. Selbst wenn wir es durch zwei teilen – das waren für mich 11 Millionen. Aber Alfred lebte ja nur von mir. Also waren es doch 22 Millionen für mich. Was macht denn das allein für Zinsen? 10 Prozent? Nein – das wären ja über 2 Millionen Mark im Jahr. Ungefähr. Oder hatte Werner eben nicht etwas von 18 Prozent Zinsen gesagt? Dann wären das, Moment mal, monatlich ... Ich bekam es nicht mehr ganz zusammen.

Ich weiß heute nicht mehr genau, was mir damals noch so alles durch den

Kopf schoss. Jedenfalls ging es recht wirr in meinen Gehirnzellen zu. Ich dachte an meine Pläne, an Michelle, an meine Kinder. Wie würde ich das meinem Vater erklären, und was passiert, wenn man nicht zahlen kann? Muss ich jetzt mit dem Bus zu Fernsehauftritten fahren? Oder soll ich nach Kanada gehen und ein neues Leben anfangen, vielleicht als Holzfäller? Was würden meine Fans sagen?

Da drüben ging das Tennisspiel weiter: Frage, Antwort, Frage, Antwort. Wie steht es mit den Zinsen? Gibt es da Mietverträge? Was sagen die Banken? Wer kassiert denn das Geld? ... Ich hörte kaum noch hin.

Schließlich hob ich den Kopf und sah Alfred an. Ich wollte ihm in die Augen schauen. In diese blauen Augen, denen ich immer wieder vertraut hatte. Ich wollte ihn fragen: „Seit wann hast du mich belogen?“, und wollte ihn anflehen: „Bitte sag mir, dass das alles nicht so stimmt. Du hast doch bestimmt noch irgendetwas in der Hinterhand. Ich kenne dich doch! Etwas, von dem der blöde Werner nichts wissen konnte. Du hast mir doch immer gesagt, du bekommst das in den Griff!“ Aber Alfred saß da, in sich zusammengesunken. Er hatte einen roten Kopf und schaute mich nicht an. Er starrte auf den Boden. Als ich ihn so sah, wusste ich, dass es genau so schlimm war, wie Werner es geschildert hatte. Seltsam: Wie er da so saß, hatte ich in diesem Augenblick fast Mitleid mit ihm.

Trotzdem sagte ich – und erschrak selber über den rauen Klang meiner Stimme: „Alfred, ich sehe keine andere Lösung. Irgendwie muss ich jetzt sehen, wie ich aus dem Ganzen herauskomme. Ich kündige alle Verträge, die ich mit dir oder einer deiner Gesellschaften habe!“

Plötzlich ging in Alfred eine Verwandlung vor. Er sprang auf, schaute mir in die Augen – eiskalt. Nichts mehr von strahlend blau. Ein Blick, den ich nie vergessen werde. Und seine Stimme klang höhnisch, als er mich anschrte: „Das kannst du nicht! Du kannst gar nicht kündigen – du musst weiter für mich arbeiten! Wir beide haben Verpflichtungen!“

Ich war wie erstarrt. War das wirklich der Mann, der jahrelang mein bester Freund gewesen war und dem ich alles anvertraut habe? Ist dieser Typ, der jetzt vor mir steht wie ein Zuhälter vor seiner Nutte, noch der Ali, den ich vor rund einem Dutzend Jahren kennengelernt hatte?

Fassungslos fragte ich: „Warum kann ich das nicht? Ich tue es hiermit!“

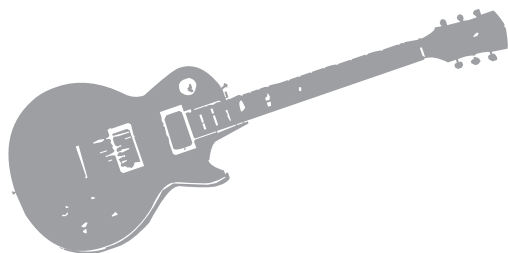
„Warum? Weil ich es nicht will! Du kannst nicht einfach aussteigen“, schrie er mich an. „Ich habe Verträge mit dir und den Schallplattenfirmen. Ganz klare Verträge. Bis zum Jahre 2013!“

Ja, ich weiß, Alfred. Diese Verträge, die ich Monate später einmal zu sehen bekam. Links unterschrieben von Alfred R., Kaufmann. Und rechts gegengezeichnet von Alfred R. im Namen von Matthias Reim, Sänger. Aufgrund dieser verdammt Vollmacht.

Ich verlor für einen Augenblick die Nerven. „Ich scheiße auf diese Verträge“, sagte ich. Dann aber wurde ich auf einmal ganz ruhig. Ich wunderte mich selber, wie kalt meine Stimme war, als ich Ali anschaute und sagte: „Ich werde die Verträge erfüllen – aber nicht mit dir. Du bist raus, hörst du? Raus!“

Ich weiß heute nicht mehr, wie wir wenig später auseinandergingen. Habe ich ihm die Hand gereicht oder bin ich ohne ein Wort aus dem Zimmer gegangen? Ich weiß es wirklich nicht mehr. Ich weiß nur, dass dieser Tag mein Leben verändert hat.

In den Tagen darauf lebte ich wie in Trance. In meinem Kopf kreisten immer wieder die gleichen Gedanken. Ich war jetzt 43 Jahre alt – war das schon das Ende meiner Karriere? Kann ich mein Leben noch einmal neu ordnen, wie soll ich mit meiner Situation jetzt umgehen? Ich versuchte, eine Bilanz ziehen. Wie konnte es so weit kommen? Wie konnte das alles passieren? – Wann hat mein Leben angefangen schiefzulaufen?



Meine Jugend – Der Traum vom Musiker-Leben

Biografien von Musikern beginnen fast immer mit dem gleichen langweiligen Quatsch. Da liest man dann so völlig uninteressante Tatsachen wie dass er schon als Kind Gitarre gelernt, dann eine Schülerband gegründet und vom späteren Ruhm geträumt hat. Und dass ihn die Eltern gezwungen haben, zunächst etwas Anständiges zu lernen, und wie er dann ... und so weiter und so weiter ... Tut mir leid – aber auch ich kann Ihnen nichts anderes erzählen, denn haarklein genau so war es auch bei mir. Ich habe schon als Kind Gitarre gelernt, habe eine Schülerband gegründet und vom Ruhm geträumt. Und mein Vater wollte schließlich auch, dass ich einen seriösen Beruf erlerne.

Um mit der ersten Gitarre anzufangen, auf der ich dann eifrig herumzupfte: Die bekam ich, als ich so acht oder neun Jahre alt war. So mit zehn oder elf fing ich an, davon zu träumen, ein berühmter Star zu werden – wie zum Beispiel dieser Heintje. Der machte gerade Furore mit seiner Schnulze „Mama“. Das hat mich unglaublich beeindruckt. Nicht das Lied – das klang auch damals in meinen Kinderohren schon ziemlich kitschig. Aber ich kam nicht darüber hinweg, dass dieser Typ nur zwei Jahre älter als ich und schon ein großer Star war! Dabei konnte er doch nun wirklich sooo toll nicht singen – was der da konnte, das konnte ich schon lange! Und sonst noch? – Er war blond, okay, das war ich auch. Und ich sah mindestens so gut aus wie er, bildete ich mir ein.

Ein paar Monate lang hatte ich damals Tagträume, in denen es immer darum ging, dass auch ich von einem Producer entdeckt wurde. Manchmal, wenn ich morgens zur Schule ging und ein großer Straßenkreuzer überholte mich, dann stellte ich mir vor, dass dieser Straßenkreuzer jetzt anhalten würde. Ein

gut aussehender Typ mit einer großen, goldenen Armbanduhr am Handgelenk würde auf mich zukommen und sagen: „Entschuldige, mein Junge, aber ich bin ein berühmter Schallplattenproduzent und suche seit langem einen Typen wie dich, um ihn berühmt zu machen. Kannst du singen?“

Nun, Sie wissen, dass dieser Tagtraum sich nicht erfüllte – und irgendwann dämmerte es auch in meinem Hirn, dass ich wohl vergebens auf den Straßenkreuzer und den Mann mit der goldenen Armbanduhr wartete. Also sagte ich mir: Dann werde ich eben auf die harte Tour versuchen, ans Ziel zu kommen. Mit anderen Worten: Ich gründete meine erste Band. Sie bestand gerade mal aus vier Musikern: Bass, Schlagzeug, Klavier und Gitarre. Die Gitarre war ich, denn inzwischen hatte ich mir immerhin schon ein paar gute Harmonien in den einfach zu spielenden Tonarten angeeignet.

Wir spielten aber nicht etwa Heintje-Lieder, wie man jetzt vermuten könnte, sondern Songs von den *Beatles* und – natürlich! – auch Eigenkompositionen, und bald hatte ich mein erstes, großes Erfolgserlebnis als Musiker. Unser Probenraum war ein Kellerraum, den die Eltern unseres Pianisten als Musikzimmer eingerichtet hatten und in dem ein Klavier und ein Flipperautomat standen. Das Klavier und der Bass waren okay, meine Gitarre auch. Ein richtiges Schlagzeug hatten wir allerdings nicht – als Trommel musste ein alter blecherner Waschmittelkanister herhalten. Eine „Tonanlage“ hatte uns der Vater des Pianisten zur Verfügung gestellt: Einen Radioverstärker mit einem billigen Mikrofon verbunden. Und den Mikrofonständer hatte ich selber gebastelt – mithilfe eines Besenstils, der in einem Christbaumständer stand.

Nach ein paar Monaten hatten wir drei Stücke leidlich einstudiert – einen Song der *Beatles* und zwei Eigenkompositionen. Auf die Eigenkompositionen waren wir besonders stolz. Sie hatten englische Texte, die wir natürlich auch selber geschrieben haben. Es war zwar, wie ich heute weiß, kein besonders gutes Englisch. Aber wir hatten ja auch erst seit einem Jahr Englischunterricht. Und daran gemessen war es doch schon ganz beachtlich. Nachdem also nun ein Programm von immerhin drei Songs einstudiert war, wollten wir natürlich auch ein Konzert geben. Wir luden die Anlage und unsere Instrumente (bis auf das Klavier natürlich) auf einen Leiterwagen, transportierten sie eines Nachmittags in die Schule und versteckten sie hinter dem Flügel im Musikzimmer. Am nächsten Morgen hatten wir Musikunterricht bei Frau Schulze. Sie war etwa 50 Jahre alt, trug lange, graue Kleider und hatte einen Haardutt, wie man ihn wohl vor Jahrhunderten mal getragen hatte. Wir lächelten oft über sie, weil sie so altmodisch wirkte – aber wir liebten sie und sie liebte die Musik.

Als sie ins Klassenzimmer kam, entdeckte sie natürlich sofort die versteckten „Instrumente“ und fragte streng: „Wem gehört denn das?“

Ich stand auf und sagte stolz: „Uns! Wir sind eine Band.“

Frau Schulze schaute mich überrascht an: „Wer ist eine Band?“

Da standen auch meine drei Freunde auf, und wir sagten fast unisono: „Wir! Wir sind die Band!“

Frau Schulze überlegte einen Augenblick. Sie wusste wohl nicht recht, ob das ein Schülerstreich werden sollte oder ernst gemeint war. Dann entschied sie sich: „Okay, dann zeigt mal, was Ihr könnt!“

Das ließen wir uns nicht zweimal sagen. Wir bauten schnell auf und legten los – unter den Augen der erstaunten Frau Schulze und der johlenden, feienden Klasse. Als wir unsere drei Songs beendet hatten, sagte Frau Schulze: „Bleibt mal genau so stehen – ich komme gleich wieder!“

Sie ging aus der Klasse, und wir waren etwas verduzt. Was kam jetzt wohl? Nach ein paar Minuten kam sie mit dem Direktor der Schule zurück und sagte zu uns: „Nun los – spielt noch mal!“

Wir spielten unsere drei Songs, dann sagte der Direktor: „Baut eure Sachen in der Schulaula auf – ich will, dass ihr in der Pause dort euer kleines Konzert gebt.“ Dann verschwand er wieder und ließ uns mit Frau Schulze zurück, die uns mit stolzem Gesichtsausdruck zulächelte. Kurz darauf hörten wir eine Durchsage über die Lautsprecheranlage: „Achtung, Achtung! Hier spricht euer Direktor. Alle Schüler der Unterstufe werden in der großen Pause ins Musikzimmer gebeten! Ich wiederhole ..“

Wir bauten schnell in der Aula unsere Sachen auf und 15 Minuten später trudelten ein paar Hundert Schüler herein, sahen uns neugierig an und harrten der Dinge, die da kommen sollten. Der Direktor kam, strahlte und hielt eine kurze Rede, so mit dem Inhalt: „Korbach ist keinesfalls, wie viele annehmen, ein totes Pflaster, sondern eine Stadt, in der sich was tut. Hört mal zu, was zum Beispiel eure Kameraden hier machen!“ Dann legten wir los. Die Schüler klatschten und johlten, am Schluss verbeugten wir uns. Noch etwas linkisch. Noch nicht so wie echte Weltstars, obwohl wir doch jetzt schon einen großen Schritt in diese Richtung getan hatten.

In diesem Augenblick, so glaube ich heute, entschied sich mein Leben: Das, was ich in den letzten 15 Minuten erlebt hatte, das wollte ich noch öfter erleben. Auf der Bühne stehen, Musik machen, den Beifall des Publikums spüren – das war etwas Einmaliges. Natürlich war auch meine Eitelkeit geweckt. Plötzlich war ich nicht mehr nur einer von vielen in der Schule, sondern irgendwie

etwas Besonderes. Und auch als Elfjähriger genoss ich es schon, wenn die Mädchen auf dem Schulhof zu mir hinschauten und kicherten. Es stand für mich fest: Ich will in meinem späteren Leben mal Musiker werden.

Ich weiß nicht mehr genau, wann ich meine erste gute Mathematikarbeit geschrieben habe – aber ich weiß noch genau, wie ich meine erste richtig gute Gitarre bekam. Es war eine *Hagström II* –, und ich bekam sie 1971 zu meiner Konfirmation. Da war ich gerade 14 Jahre alt, und bald kam ich mit dem Ding auch schon ganz gut zurecht. (Ich bin übrigens auch heute noch ein *Hagström*-Fan. Diese schwedischen Gitarren haben einfach einen geilen Klang.) Inzwischen war aus der kleinen Band eine etwas größere Schulband entstanden. Wir gaben uns den Namen „Rhyme River Union“. (Beachten Sie den sprachlichen Geniestreich, meinen Namen „Reim“ in das mystische Wort „Rhyme“ zu verwandeln!) Leider aber fiel diese Band auseinander, als mein Vater als Direktor an eine neue Schule nach Homberg an der Efze versetzt wurde – rund 80 Kilometer weit weg. Ich nahm tränenreichen Abschied von meinen „Musikerkollegen“ und gründete schon drei Wochen später am neuen Wohnort eine neue Band.

Wir nannten uns „The Burden of Mankind“ – die Bürde der Menschheit – und hatten bald auch ziemlichen Erfolg.

Es gab an unserer Schule natürlich auch noch ein paar andere Bands. Die waren gar nicht so schlecht, aber wenn es darum ging, wer auf den großen Schulfesten spielen durfte, waren immer wir die Auserwählten. Das verdankten wir allerdings – ehrlich gesagt – nicht alleine unserem musikalischen Können, sondern ein ganz klein wenig vielleicht auch meinen einmaligen Beziehungen zum Direktor der Schule. (Wenn das jetzt zufällig einer der Musiker von den Konkurrenzbands lesen sollte und sich noch im Nachhinein ärgert: Tut mir leid, Jungens – aber so ist nun mal das Leben!) Aber davon abgesehen waren wir wirklich nicht schlecht. Besonders gut waren wir bei Coverversionen. Wir spielten zum Beispiel mit Begeisterung Sachen wie „Born to be wild“ von *Steppenwolf*. Das war schon ziemlich perfekt. Ich fand, dass ich sogar noch besser sang als John Kay selbst. Jedenfalls tobte bei diesen Hardrock-Dingern die ganze Schulaula.

Mit unseren Eigenkompositionen hatten wir dann allerdings leider etwas weniger Erfolg. Im Gegenteil: Wenn wir damit anfangen, leerte sich langsam der Saal. Unverständlicherweise nutzten unsere Zuhörer die Aufführung von so bedeutenden Werken wie unserem 15-Minuten-Opus „Homburg Boogie“ vorwiegend dazu, draußen am Kiosk Cola, Fanta oder sogar Bier zu holen.

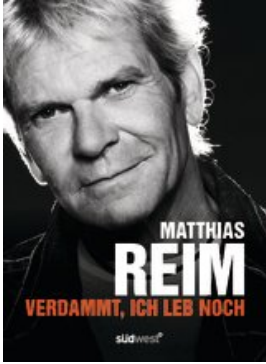
Trotzdem: Meine größten schulischen Erfolge hatte ich nicht mit Mathematik, Deutsch oder Latein, sondern mit meiner Band. Kein Wunder, denn meine Vorbilder waren weder Goethe noch Caesar, sondern eher Jimi Hendrix und Jimmy Page.

Trotz meiner zeitraubenden künstlerischen Arbeit mit der berühmten Gruppe *The Burden of Mankind* machte ich schließlich mühsam, aber doch recht ordentlich mein Abitur. Mein Vater bestand darauf, dass ich was Ordentliches lernen sollte. Klar. Und was „Ordentliches“, das war in seinen Augen mindestens Studienrat für Englisch und Deutsch. Oder, wenn es sein muss, auch für Mathematik und Physik. Oder seinetwegen auch Steuerbeamter oder Ingenieur oder Arzt. Kurz: Alles – außer Musiker.

Ich war ein gehorsamer Sohn und redete mir sogar für eine kurze Zeit ein, dass mein Vater vielleicht nicht so ganz Unrecht hätte. Also ging ich nach Kassel und schrieb mich an der Uni ein – als braver Student der Germanistik und Anglistik. Bald aber – Sie werden es schon ahnen! – fand ich auch hier Anschluss an eine Band, und zwar an die nordhessische Rockband mit dem schönen Namen *Aqua*, damals die absolute Nummer 1 in unserer Region. Ich wurde sogar deren Leadsänger – aber leider nur für drei Monate. Dann feuerten sie mich mit der Begründung, ich sei alles andere als ein Rocksänger und solle es doch lieber mal mit Folksongs versuchen.

Nun, ich muss zugeben: Da war schon was dran. Schon rein äußerlich passte ich nicht wirklich zu der übrigen Truppe. Das fing schon mit den Haaren an. Die anderen hatten nämlich alle hüftlange Haare, und wenn sie beim Spielen den Kopf etwas vor und zurück schwangen, dann flogen die Mähnen nur so. „Headbanging“ nannte man das. Meine kurzen Struwelhaare hingegen passten wirklich nicht zu einem richtigen Rocksänger. Es hätte aber auch keinen Zweck gehabt, sie mir wachsen zu lassen. Das hatte ich früher schon mal probiert: Als sie endlich Schulterlänge hatten, brachen sie ab, und das sah dann richtig scheiße aus. So scheiterte also meine glanzvolle große Karriere als Rockstar an meinen zu dünnen Haaren.

Ich war natürlich stinksauer – zumal mein Nachfolger als Leadsänger dann auch noch mein Nachfolger bei meiner Bis-dahin-Freundin wurde. Das alles tat sehr weh und war erniedrigend. Aus Rache ging ich zur der Konkurrenzband *Airway*. Das waren alle sehr gebildete Jungens. Die spielten auch keinen wilden Rock. Meine Haare störten überhaupt nicht. Im Gegenteil: Headbanging war da sogar als zu ordinär verpönt. Wir spielten Songs von *Uriah Heep* und ähnlichen Stuff. Aber nicht etwa „The Wizard“ oder so, sondern mehr die



Matthias Reim, Dieter Weidenfeld

Verdammt, ich leb noch

Gebundenes Buch, Pappband, 160 Seiten, 17,2 x 23,5 cm

ISBN: 978-3-517-08716-0

Südwest

Erscheinungstermin: Januar 2011

Die Lebensgeschichte von Matthias Reim

»VERDAMMT, ICH LEB NOCH« ist mehr als eine der üblichen Autobiographien: Es ist die Geschichte eines Mannes, der alle Höhen und Tiefen eines Künstlerlebens durchgemacht hat, und der in einer authentischen, oft selbstironischen Form über seinen Weg und seine Irrwege berichtet. Das Buch handelt von Triumpfen und Erniedrigungen, rauschenden Erfolgen und deprimierenden Niederlagen, von Glück und Enttäuschungen – privat und beruflich.